

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 103.

Mittwoch, 3. Mai.

1916.

Die Sonnenuhr.

(8. Fortsetzung.)

Ergählung von Sigella Gräfin Rielmannegg (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Stella fügte sich gehorham den Wünschen ihrer Mutter und reiste in Begleitung von Fräulein Janny ab. Niklos schrie, nachdem die gewohnten Besuche der Gräfin ausblieben, einige Zeilen und bat diese um eine Unterredung. Ein reitender Bote brachte die Antwort, daß sie unpäßlich sei und erst im Laufe der kommenden Woche nach Ufsalu fahren dürfe. Einige Tage darauf, als die Gräfin das Lokalblatt überflog, blieben ihre Blicke auf der in großer Sperrschrift gedruckten Verlobungsanzeige Niklos von Ufsalussys und der Komtesse Stella Holan hängen. Das Blatt entfiel ihren Händen und dunkle Rotesröte färbte ihre Wangen. Sie entfaltete noch rasch einige Wiener und Pester erste Zeitungen, aus allen starrte ihr die auffällig gedruckte Anzeige entgegen. Sie klingelte und befahl dem herbeieilenden Diener, sofort einen der Reitknechte zum Grafen Bodrog zu senden, den sie bitten ließ, in dringender Angelegenheit so rasch als möglich zu ihr zu kommen.

Die Zeit des Wartens wurde ihr lang. Unruhig ging sie auf und ab, entwarf Briefe, um sie kaum geschrieben, wieder zu zerreißen, zermartete ihren Kops, suchte und fand doch keinen Ausweg, wie der Streich, den ihr Niklos gespielt hatte, unschädlich zu machen sei. Drei-, viermal war sie auf die Terrasse geeilt, im Wahn, Hufschläge zu hören. Ihre Aufregung und Ungeduld stiegen von Minute zu Minute. Endlich erschien der so sehnlich Erwartete auf seinem, vom scharfen Mitt mit weißen Schaumflocken bedeckten Huppen vor dem Portal. Nach flüchtiger Begrüßung hielt ihm die Gräfin stumm die Blätter mit der Anzeige entgegen.

„Was sagen Sie dazu?“ Schweigend starrte er auf die vor seinen Augen flimmernden Buchstaben.

„Ich habe heute früh noch keine Zeitung aufgemacht, war nicht dazu gekommen.“ Er sprach langsam, mechanisch wie ein Mensch, dessen Gedanken anderweitig beschäftigt sind. Die Gräfin war in einen Stuhl gesunken, ihre Finger fuhren ungeduldig über die Tischplatte.

„Ich bin empört! Außer mir! Was soll ich tun? Alle Welt liest die Anzeige und der Skandal ist fertig. Ein Dementi meinerseits würde Niklos zur Naserei bringen und unübersehbare Folgen nach sich ziehen. Schließlich will ich auch nicht, daß Stellas Name durch alle Zeitungen geschleift wird.“

„Es ist zu gemein von Niklos, zu solchen Mitteln zu greifen“, sagte nun auch Bodrog erregt, „und zeigt, daß er gefährlicher ist, als ich dachte. Es ist einfach unsäglich, wie sich sein Charakter so verändern konnte. Er ist eben krank, schwer nervenkrank“, setzte er nachdenklich und ruhiger hinzu, „und daher kaum zur Verantwortung zu ziehen. Das ist der wundte Punkt in der Angelegenheit.“

„Daß alles ist sehr tragisch, mein lieber Freund, aber kein Mensch kann erwarten, daß ich darum meines Kindes Zukunft, ihr Lebensglück opfern soll. Um jeden Preis muß ein Ende gemacht werden.“

„Augenblicklich würde ich entschieden von jedem Gewalttätigen absteigen. Die Anzeige muß mit Stillschweigen übergangen werden. Die näheren Bekannten werden mündlich oder schriftlich aufgeklärt und gebeten, den wahren Sachverhalt weiter zu verbreiten. Fremde, auswärtige Menschen lesen so was, um es im nächsten Augenblick wieder zu vergessen. An Stella müssen sie sofort ein Telegramm absenden.“

„Was ist denn das?“ fragte die Gräfin, aufhorchend. Sie war aufgesprungen und eilte ans Fenster. „Ein Auto! Und — gerechter Himmel! — drin sitzt Niklos! Wie hat der Mensch nur das wieder zuwege gebracht?“ Bodrog war bereits hinausgeeilt, ehe die letzten Worte verhallten.

„Nun, was sagst du dazu?“ rief ihm Niklos aufgeregt entgegen, „mein Verlobungsgeheimnis oder wenigstens eines davon! Ich habe noch mehr in dem Kasten. Da ich noch einige Schwierigkeit mit dem Aussteigen habe, muß ich dich schon bitten, meine Braut von meinem Besuch zu benachrichtigen. Ich will sie spazierenfahren und mit dem Wagen vertraut machen.“

„Die Komtesse ist seit einigen Tagen in Wien“, knappt und hart fiel es von Bodrogs Lippen.

„Was?“ schrie Niklos, „ohne mir ein Wort davon zu sagen? Ich verbitte mir das ein- für allemal! Meine Braut hat auch meine Wünsche zu berücksichtigen, ich verlange, daß sie sofort heimkehrt und bitte, mir ihre Adresse anzugeben.“

„Die Komtesse reist mit ihren Freunden, und ich bin außerstande, ihr ihren Aufenthaltsort genau anzugeben. Die Gräfin ist leidend und kann niemand sehen.“

Ein furchtbarer Wutanfall war die einzige Antwort. Ohne Gruß oder weiter Notiz von Bodrog zu nehmen, befahl Niklos dem Chauffeur kehrt zu machen und so rasch als möglich zurückzufahren.

„Armer Teufel!“ murmelte Bodrog nun doch erschüttert.

„Eine angenehme Lage, in der wir uns befinden. Ich bin ganz krank von all den Aufregungen und weiß nicht ein und nicht aus. Wie wird das enden! Raten Sie, helfen Sie, Bodrog!“

„Wenn ich nur könnte! Aber, wie gesagt, die Verhältnisse sind so heikel und so zarter Natur, daß es furchtbar schwer ist, einen Ausweg zu finden. Wir wollen Dr. Forty zu Rate ziehen, denn ich kann nur wiederholen, was ich bereits sagte: Ich halte Niklos nicht für zurechnungsfähig. Nach meiner festen Überzeugung muß er unter ärztliche Kontrolle gestellt werden. Das ist das einzige, was augenblicklich hier gemacht werden kann.“

„Also, in Gottes Namen, veranlassen Sie das Nötige.“

Nach diesem Entschluß trennten sie sich; der Graf mußte jedoch vorher noch das feste Versprechen abgeben, sofort zurückzufahren, wenn er etwas zu berichten haben würde.

Auf Bodrogs Veranlassung und nach eingehender Benachschlagung war Dr. Forty nach Uffahu gefahren unter dem Vorwand eines freundschaftlichen Besuches und hatte es auf geschickte Weise zuwege gebracht, daß Willos sich von ihm untersuchen und überreden ließ, eine Skapazität in Budapest zu konsultieren. Sicherlich wünschte er doch selbst, rascher mobil zu werden als es bei der von ihm geführten Lebensweise möglich sei.

„Ich mußte dem armen Mann etwas vorschwindeln, das darf man in solchen Fällen, und nur so war er zu dem Entschluß gelangt, den Professor zu sehen. Ich sagte ihm, sein Leiden würde sich wesentlich bessern, wenn er sich einer Kur in einem Sanatorium unterwürfe, da ja alles auf einen verletzten Nerv im Rücken zurückzuführen sei. Im Laufe der kommenden Woche soll ich mit ihm nach Budapest reisen“, schloß Dr. Forty seinen Bericht. „Übrigens“, fügte er noch hinzu, „fürchte ich, daß der arme Herr rettungslos seinem traurigen Schicksal verfallen ist. Er wird an Gehirn-erweichung sterben, dies ist ja auch der Grund für sein Benehmen, für das er, wie Sie richtig bemerkten, gar nicht verantwortlich gemacht werden kann.“

Bodrog war tief erschüttert und Gräfin Boltan nicht minder.

„Das Furchtbare ist, daß ich so gar nichts für ihn tun kann“, unterbrach Bodrog die Stille.

„Er haßt uns, ist böse und unzugänglich“, fügte die Gräfin hinzu.

„Auch eine Begleiterscheinung der entsetzlichen Krankheit, der er verfallen ist“, erklärte Dr. Forty.

„Wir müssen ihm eben jegliche mögliche Erleichterung verschaffen, das ist das einzige, was wir tun können“, meinte die Gräfin.

„Wie mir kein alter Verwalter mitteilte“, sagte Bodrog nachdenklich, „hat Willos in den letzten Tagen große Summen verausgabt. Wir wollen auch da Ordnung schaffen; er hat ganz unsinnige Bestellungen gemacht. Es muß ein Vormund ernannt werden.“

Mit dem Versprechen treuen Zusammenhaltens schieden die drei Menschen nach langer, ernster Beratung. Die Gräfin schrieb an Estka und bat sie, sobald Willos im Sanatorium untergebracht sein würde, heimzukehren. Sie sehnte sich nach ihrer Tochter, und wollte ihr auch über die schweren Zeiten hinweghelfen, so weit es in ihrer Macht stand.

Alles verlief programmäßig. Bodrog übernahm die Vormundschaft. Willos war gut untergebracht und Estka wieder zu Hause bei der Mutter. Sie war sehr ernst und still und vermied es, so weit als nur möglich, über all die traurigen Vorkommnisse zu reden. Die Zeit floss dahin. Allmählich wollte die Gräfin ihre Tochter zur gewohnten Lebensweise zurückführen, aber es ging nicht so leicht wie sie gehofft. Sie weigerte sich, trotz allen Zusprechens, ihre früheren gewohnten Ritte aufzunehmen und zog sich unter einem Vorwand zurück, wenn Besuch kam. Im Verkehr mit Bodrog war sie scheu und verlegen, und alle seine Bemühungen, ihr über die Besorgnis hinwegzuhelfen, scheiterten an ihrer Verschlossenheit.

„Sie ist ja noch so jung, man muß ihr Zeit lassen“, tröstete der Graf die Mutter. „Sie ist, ich möchte beinahe sagen, in der Entwicklung ihres Charakters mit Umgehung aller Liberaänne überaus schnell fertig geworden und darin müssen wir uns finden lernen. Sie darf nicht mehr als Kind behandelt werden, und durch „Erzwingen“ wollen erreichen wir nichts. Also Geduld und Vorsicht. Es ist für mich ungemein interessant, diese Wandlung beobachten zu dürfen und die kleine Kontesse feiert immer höher in meiner Achtung. Man muß sie vollkommen in Ruhe lassen, glauben Sie mir, Gräfin, ich warte meine Zeit ab und hoffe, mehr als Freundschaft und Vertrauen im Herzen Estkas für mich ausblühen zu sehen. Langsam aber sicher erobere ich mir mein Glück.“ Über sein ernstes, kluges Gesicht

huschte ein verkommenes Lächeln und einige Sekunden träumte er still vor sich hin.

„Sie guter, lieber, treuer Mensch, wie froh wäre ich, mein Kind in Ihrer Obhut zu wissen!“

(Fortsetzung folgt.)



Nicht träumen sollt ihr euer Leben, erleben sollt ihr, was ihr träumt. Roquette.

Als Chorsänger in Lille.

Von der Westfront schreibt uns ein Mitarbeiter: Gang hoch oben — 105 Treppenstufen führen hinauf! — liegt das Abzugszimmer für die Choristen des Liller Deutschen Theaters. Jeden Morgen und jeden Nachmittag treten sie zum Üben an. Der Chorleiter ist ein einfacher Landstürmer, ein Gesanglehrer aus Kiel namens Richard Maach, der es während des Kriegs zur militärischen Würde eines Gefreiten gebracht hat. Seine Neben rekrutieren sich aus den verschiedensten Berufskreisen: Behrer, Kaufleute und Handwerker, auch ein — Schriftsteller ist unter ihnen. — Das Deutsche Theater in Lille, das am 1. Weihnachtsfeiertag 1915 seine feldgraue Saison eröffnete, hat bis jetzt schon eines stattlichen Reihe von deutschen Gesellschaftskreisen seine Pforten geöffnet. In diesen Tagen gilt es nun, eine Opernwoche zu veranstalten. Es wurden namhafte deutsche Kräfte verpflichtet, auch ein tüchtiger Dirigent gewonnen. Gegeben werden sollte „Fra Diavolo“, „Wildschütz“, „Fidelio“, „Hoffmanns Erzählungen“ und die „Flebermaus“. Aber woher sollte man den Theaterchor nehmen? Da half man sich sehr einfach — wenigstens militärisch sehr einfach —: man kommandierte etwa ein Duzend feldgrauer Landstürmer und Armierungssoldaten von den in Lille liegenden Formationen, natürlich mit besonderer Berücksichtigung ihrer musikalischen Eigenschaften. Nun ging das Einstudieren los! Das war eine saure Arbeit, namentlich für den Chorleiter. Aber allmählich gewann das anfangs spröde Material bestimmtere Formen, schließlich „sah“ schon diese oder jene Partie, und endlich „ging“ dann auch so ziemlich eine Oper. Eine zweite kam an die Reihe. Die dritte, vierte und fünfte. Da hockten die braven Landstürmer und Armierungssoldaten nun geduldig vormittags und nachmittags über ihren Noten und sangen, sangen, daß ihnen beinahe die Schweißtropfen kamen. Und daß sie bald gute Fortschritte machten, verdankten sie der unermüdblichen Arbeit des Gesanglehrers Maach, der mit nie endenwollender Geduld immer wieder anfang, einzupauken...

Ich will es hier nur eingestehen: ich gehöre momentan auch zu den Chorsängern. Und seit dieser Zeit habe ich einen gewaltigen Respekt vor diesem mir bis dahin ziemlich fremden Beruf bekommen. Anfangs ging es ja noch, aber bald begann mein armer Schädel zu brummen von all dem Gesänge und Geklimper. Ich träumte nur noch von hüpfenden, tanzenden und springenden Notenlöpfen, und wenn ich des Nachts erwachte, weil da draußen wieder das Gebonner der Kanonen begann, dann war es mir, als male man mit den Geschossen lauter Notenpunkte in die Luft. Und schließlich wirbelte alles in meinem Kopf durcheinander. Ich wußte bald nicht mehr, ob das walzertänzelnde „duidu, duidu — — —“ erst ein Klug — — — dann ein du — — —“ aus der „Flebermaus“ oder aus dem „Fidelio“ war, und verwechselte den lustigen Herrn Vaculus fortwährend mit dem Fra Diavolo; ganz abgesehen davon, daß ich auf jede Anrede oder Frage jetzt nur noch musikalisch antwortete. Biegt am flandrischen Himmel eine Regenwolke heran, so entfäht es mir unwillkürlich: „Es läßt am Himmel sich ein Ungewitter blicken“, Befehlen der Herr Graf, daß wir den Wagen schicken“, Neulich kommandierte der Küchenunteroffizier mich zum Kartoffelschälen. Statt stramm zu stehen und ein „Zu Befehl“ zu brüllen, dienerte ich und sang in schmelzenden Tönen: „Oh, ja freilich, ei, ja freilich, gnädiger Herr!“ Dem Sanitätsunteroffizier murmelte ich aus dem „Fidelio“ entgegen: „Er spricht von Tod und Bunde“, „Nur fort auf eurer Runde — —“. Dann kamen die Solisten und die Chordamen. Seit einiger Zeit sind wir einigermaßen in den normalen

Zustand wieder zurückgeführt, denn jetzt können wir auch mal zuhören, wenn andere singen, jetzt gibt es Bühnenproben, Kostümproben und dergleichen mehr. Und wir waren ganz stolz, als der Kapellmeister erstaunt über unser Können war. Unsere Hauptfreude an all dem Ungewohnten ist aber, daß wir dazu beitragen sollen, unseren Kameraden einige gemüthliche Stunden zu bereiten. Und das macht uns die saure Arbeit des Einpaukens doch wieder lieb, wenn wir auch vielleicht lieber mit unseren Kameraden Dienst machten. Schließlich: eine Kunst war es doch, was wir geleistet haben, und eine Kunst war es, uns das alles einzupauken. In diesem Sinne haben wir uns auch selbst unter die Künstler gerechnet. Wir wollen diese Eitelkeit aber gern wieder ablegen, wenn wir den letzten Tupfen Schminke aus unserem Gesicht entfernt haben. (Zens. Bln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die ungalanten Pariser und die Schaffnerinnen. Da die Bedürfnisse des Heeres in allen kriegsführenden Ländern den größten und gerade den brauchbarsten Teil der männlichen Bevölkerung den Berufen des Friedens entzogen haben, mußte bei allen kriegsführenden immer mehr die einst so unterschätzte Weiblichkeit in die Bresche treten. Daher bietet der Anblick der verschiedensten weiblichen Arbeiter im Betriebe des öffentlichen Lebens in Berlin und Wien, in Paris und London nichts Erstaunliches oder Neues mehr. So sehr auch die Kriegsführenden sich sonst voneinander unterscheiden mögen, in dieser Beziehung weisen sie dieselbe Taktik auf: darum ist auch die Figur des weiblichen Straßenbahn-Schaffners eine sozugen internationale Erscheinung geworden. Aber während die Schaffnerinnen in Deutschland und England sich mit guter Laune in ihre neue soziale Stellung gefunden haben und in ihrer Betätigung genugsam vom guten Willen des Publikums unterstützt werden, um sich darin wohl zu fühlen, sind ihre Pariser Kolleginnen weitaus weniger glücklich daran. Sie leiden an der geringen Rücksichtnahme der Fahrgäste und klagen besonders über den für sie schwerwiegenden Mangel an galanten Männern. Also so hat der Krieg die Sinnesart der Franzosen verändert und ihnen angestammtesten Ruhm zunichte gemacht, daß nach der sprichwörtlich gewordenen französischen Mode auch die ebenso sprichwörtliche französische Galanterie immer deutlicher dahinschwindet. Und wenn man einer Schilderung des „Journal des Débats“ Glauben schenkt, erscheint das Tagewerk der Pariser Straßenbahn-Schaffnerinnen tatsächlich wenig beneidenswert: „In den stillen Morgenstunden, in denen der Verkehr noch nicht zur lärmenden Beweglichkeit seiner vollen Stärke erwacht ist, bieten die jungen Frauen in ihren dunklen Uniformen, die mit geröteten Wangen auf den Plattformen ihrer Wagen stehen, den Anblick von Menschenkindern, die mit zufriedenen Sinn und guter Laune ihrer Berufspflicht nachgehen. Vor den Remisen, in denen die Wagen gereiht und zusammengestoppelt werden, sitzen diese uniformierten Mädchen und Frauen plaudernd auf den Bänken, während sie das mitgenommene Frühstück verzehren. Um diese Zeit sind auch die wenigen Fahrgäste ganz lebenswützig, und manch unterhaltendes Gespräch entwickelt sich in den dahinsausenden Wagen. Doch später, wenn der Verkehr seine volle Stärke erreicht hat, wenn jedermann mit größtmöglicher Eile nur nach seinem Ziel strebt, wenn alles fiebert, wenn Sorgen und Geschäftsgedanken die Köpfe beschweren, hat die Zeit begonnen, die für die Pariser Schaffnerin eine Unsumme von Ärger und Qualen, Streitigkeiten und Auseinandersetzungen mit sich bringt. Dann stößt sich alles vor den Plattformen, man drängt sich in den Mittelgang, man streitet um die Sitzplätze, und dann muß die Pariser Schaffnerin zu ihrem Schmerz erkennen, daß sie nur eine schwache Frau ist, die niemandem Respekt einflößt. Und an den Haltestellen versichern die Leute immer wieder, daß sie schon zwanzigmal hätten mitkommen können, wenn nicht diese ungeschickten Schaffnerinnen wären. Die Schaffnerin aber zieht es vor, allen Anrempelungen mit starrem Schwitzen zu begegnen, sie zieht die Klingelschnur, und die Bahn fährt weiter, während ringsum Flüche und Verwünschungen ertönen. Die ganz Ungeheueren aber mißachten die Gebote der Schaffnerin und drängen polternd in die Wagen, ohne sich

einen Deut um Vorschriften und Verbote zu kümmern, Schließlich, wenn sie sich garnicht mehr zu helfen weiß, ruft die Schaffnerin kläglich aus: „Sie würden sich nicht so benehmen, wenn ich ein Mann wäre!“ Und damit hat sie leider nur allzu recht: denn die Ungeheueren werden mit einem Schläge zu sanften Lämmern, wenn sie an Stelle der schwachen Schaffnerin einen Schuttmann erblicken . . .“

Ein englischer Bischof gegen das materialistische Britentum. Wenn in den englischen Kirchen von der Kanzel herab der Krieg immer häufiger und eingehender in das Reich der Predigten gezogen wird, so geschieht dies in den meisten Fällen zu dem Zwecke, den noch immer allzu fühlbaren Egoismus und materialistischen Geist der Bevölkerung dem jetzt so sehr beanspruchten Pflichtgefühl der Allgemeinheit zu unterwerfen. Als eine Philippika gegen den britischen Materialismus kann die letzte Predigt bezeichnet werden, die der Bischof von Chelmsford in der St. Pauls-Kathedrale zu London hielt. Außerlich war natürlich auch diese Predigt gegen Deutschland gerichtet, in Wirklichkeit aber galt sie der Bekämpfung des der Kriegführung noch immer hinderlichen materialistischen Geistes in England. Deutschland, versicherte der Bischof, habe zwar seine Seele verloren, aber auch in England sei man im Begriffe, einen eben solchen Verlust zu erleiden. Darum müßte jeder Engländer sich endlich dessen bewußt sein, daß dieser Krieg kein Kampf der Materie, sondern ein Kampf des Geistes, der Seele und des Gemüths sei. „Niemand wird England durch Dienstpflicht und Munitionserzeugung gerechtfertigt werden. Zwar sind diese Dinge höchst wichtig zur Hilfe, aber nur, wenn die betreffende Nation eine starke und edle Seele besitzt. Ist aber da dies immer weniger der Fall erscheint, die englische Kirche nicht schon auf dem besten Wege, im Materiellen verloren zu gehen? Hat die Zahl der Trunkenbolde während des Krieges in England abgenommen? Wer gibt seine persönlichen Wünsche und kleinsten Vorteile auf, um auf den Mangel der Gloden zu hören? Vertrauen wir nicht immer mehr dem rein Materiellen und immer weniger dem Geistigen? . . .“ So schließt sich dem Materialisierungsfeldzug, dem Sparsamkeitsfeldzug und dem Feldzug gegen die Trunksucht in England nunmehr auch eine von den Kanzeln herab unternommene Bekämpfung des egoistischen englischen Kränengeistes an. Doch wenn schon die bisherigen Feldzüge keine nennenswerten Erfolge aufzuweisen hatten, so scheint der letztere völlig aussichtslos, da ja dann die Engländer — keine Engländer wären.

Die neuesten Kragenformen sind von einer erstaunlichen Vielseitigkeit. Dem rundgeschnittenen Kellerkragen aus Glasbaustoff gefellt sich der blumenblattartig gezackte Kragen in leichte Tüllfalteln geordnet, beide am Rande mit feinen Bändchen umrahmt. Rollo Nackenschürzen sind dagegen vorwiegend aus Tüllspitze gefertigt, deren duftiger, zarter Grundstoff besonders gern mit Tupfen- und kleinem Blumenmuster bestickt ist. Sehr beliebt sind jedoch neuerdings auch absteckende Musterungen, so schwarze, blaue, rote, goldgelbe und grüne Stridereien auf weißem oder strohgelbem Grund, wodurch feine, vornehme Effekte erzielt werden. Als neueste Formen seien schließlich noch die recht anmutig wirkenden Spitzenfichus und die Nackenschürzen mit passendem Bindeknopf oder duftiger Vorsteckschleife und endlich durch Draht gesteuerte Stuantragen mit sich anschließenden edigen Klappen (Nevers) als Tüllengarnitur genannt. Nicht reizvoll sind auch mehr oder weniger breite Tüllpelzerinnen aus gereihten Spitzen, die mit meist schwarzem Rips- oder Samtband unter einer flotten Schleife geschlossen werden, über dem eine schlanke Nackenschürze den Hals zierlich umrahmt. S. v. St.

Die wieder hochmodernen hauchfeinen Schleier zeigen sich bei der Frühjahrsmode in recht eigenartigen Formen. Bald sind sie oben dicht gereiht, mit einer Zugschnur dem Gutsopf umgelnüpft und am unteren Saum in gleicher Weise, gleich dem Schutuch des Finkers eng um den Hals gelegt, wobei die Verbindungsstelle im Nacken von einer flotten Schleife geziert wird, bald überzogen sie den Gutsopf nur etwa handbreit, so daß die Augen hinter der feingemusterten Bordüre des Schleierandes kaum zu sehen sind. Ein dritter Schleier ist vorn über der Stirn in leichten Falten bis zum Rand hochdrapiert und umwallt den Kopf der Trägerin dann rings um den Gutsopf etwa zwei Handbreit in leichten Falten, Jedenfalls ist der kraff ins Gesicht gespannte, hinten zum Überflus noch mit einer Radehpange gehaltene, eng anliegende Schleier heute völlig unmodern. S. v. St.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Novellen usw.

* „Feldmarschall von Madensen.“ Ein Lebens- und Charakterbild von Wilhelm Kenner. Auch wenn Madensen nicht ein Held unserer Tage wäre, würde das anziehende, einfache Büchlein Freude machen, ein Prachtmensch, ein ferndeutscher, flotter Husar, ein liebender, treuer Gatte, der unbeirrt durch alle Schicksalsschläge er selbst bleibt — so sehen wir Madensen heranreifen zu der großen Führerrolle, die er im Weltkrieg spielen sollte. Aus dem fröhlichen Dasein sehen wir den Generalfeldmarschall Exzellenz heranreifen und werden aus den sonnigen Tagen seiner Kindheit in die schwere große Zeit des Völkerringens geführt. Selbstverständlich sind die uns jetzt am meisten interessierenden Kämpfe, in denen Madensen seine Truppen zum Siege führte, mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt. C. S.

Romane.

* „Masreddin, der Schelm.“ Fahrten, Meinungen und Taten des lachenden Philosophen Masreddin Gobscha, des türkschen Gültenspiegels, erzählt von Herrn. Siegfried Rehm. (Schäfer und Koefler, Berlin, Leipzig 1916.) Das Buch von den Schelmenstreichen des Masreddin Gobscha, das uns Herrn. Siegfried Rehm vorsetzt, ist voll orientalistischer Witzheit, voll frohen Lebens, voll endlich der Weisheit, die auch der gesunde Menschenverstand heißt. Das Sin und der orientalistischer Bazare, Gärten, Springbrunnen, selbst der Falot des Kalifen und das Belt Amerlans ziehen an uns vorbei und als Mittelpunkt dieses Reigens steht der kleine, unscheinbare Masreddin, dessen spize Zunge der Schreden seiner Feinde und das Entzücken seiner Freunde ist. Trotz dieser rein orientalistischen Eigenart des Buches klingen viel verwandte Töne in ihm, die an unsere deutschen Schelmen-erzählungen erinnern und von neuem den Goetheschen Satz beweisen, daß Orient und Okzident nicht mehr zu trennen sind. Dr. A. M.

* „Das Schiff.“ Roman von Johannes V. Jensen. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Nachdem es Jensen in seinem „Gletscher“ gelungen war, die Urgeschichte dichterisch zu gestalten und die Entstehung der Götterfagen phantastisch zu erklären, wendet er sich mit seinem neuesten Buch dem „Schiff“ der Wikingerzeit zu. Mit dem ungebundenen Wachen und Reisen der seeländischen Jugend beginnt er seine Schilderungen. Die Weltsehnsucht treibt sie auf das Meer und nun unternimmt diese frische Jugend mit anderen Wikingern vereinigt, Raubfahrten nach England und Frankreich. Schließlich dringen diese „Witaten“ ins Mittelmeer nach Italien. Dann kehren sie mit Raub beladen und welt-erfahren in die Heimat zurück und gründen Kopenhagen. Das Buch ist reich an prächtigen Stimmungsbildern, ab und zu aber schimmert zwischen den Zeilen überlegener, ironischer Humor des Verfassers hindurch. Der Spott eines modernen Menschen über das tapfere, aber finstliche Denken und Fühlen der alten Nordländer und sein Nachen über den Kampf der Kirche mit dem Heidentum. M. Ch.

Ethik.

* „Die Hohenzollern und die evangelische Kirche.“ Ein Volksbuch von Pfarrer Lic. Walter Wendland. (Gutten-Verlag, G. m. b. H., Berlin, SW. 11.) Rechtzeitig zum Hohenzollern-Jubiläum, das in allen preussischen Schulen und Kirchen am 21. Oktober festlich begangen wurde, erschien aus der Feder des bekannten brandenburgischen Pfarrers und Geschichtsforschers dieses kleine Büchlein. An der Hand der geschichtlichen Tatsachen schildert der Verfasser in lebenswarmer Darstellung den Übertritt der Hohenzollern zur Reformation, ihre Bemühungen um die Union und Toleranz, ihre Mitarbeit am kirchlichen Leben und der kirchlichen Liebestätigkeit in den vier Jahrhunderten ihrer Herrschaft in Brandenburg. Die Schrift ist als Volksbuch zur Verteilung in den Schulen und Gemeinden gedacht.

Länder- und Völkerkunde.

* „Die Germanen.“ Beiträge zur Völkervunde. Von Dr. Ludwig Wilfer. (Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.) Als Fortsetzung des ersten läßt Dr. Wilfer jetzt den zweiten Band seiner neuen, den Fortschritten der Wissenschaft angepaßten und mehrfach erweiterten Bearbeitung erscheinen. Das Werk ist sicherlich nicht für Anfänger auf den Gebieten der germanischen Geschichte, Philologie, Archäologie und Prähistorie geschrieben, weil der Verfasser in den Schlussfolgerungen seiner Untersuchungen zu einem oftmals gerade entgegengesetzten Ergebnis gelangt, als wie sie bisher durch die große Mehrheit der wissenschaftlichen Forschung festgestellt wurden. So will der Verfasser nicht nur allgemein das Herkommen der Germanen aus Skandinavien herleiten, will nicht nur die Wiege des Menschengeschlechts überhaupt in Germanien sehen, er stellt namentlich auch im kulturgeschichtlichen Teil, so in den Betrachtungen über Kupfer und Erz, über Münzenrätel und Zahlzeichen Behauptungen auf,

aus denen immer wieder nur allzu deutlich die Absicht hervorleuchtet, die germanische Rasse als Schöpfer und Erfinder aller Kultur und kulturellen Errungenschaften hinzustellen. Namentlich werden auch nicht wenige Forscher nicht mit seinen vielfachen Wortdeutungen und Wortableitungen ihr Einverständnis erklären und erklären können. Aber jeder Wissenschaftler hat Berechtigung, seine Untersuchungsergebnisse darzulegen, sofern er sie auch gut und eingehend begründet. Sicherlich versucht das auch der Verfasser des vorliegenden Werkes, nur geschieht das immer wieder, wie bereits bemerkt, von seinem vorgefaßten und darum etwas einseitigen Standpunkt aus: daß alles Germanische als Schöpfung und Erfindung aus ureigenster Kraft angeprochen werden müßte. Wenn er dabei noch in den Fehler verfällt, alle anderen, ihm widersprechenden Forschungsergebnisse mit gewisser Selbstüberhebung oder oft satirischer Geringschätzung abzutun, so finden wir ein solches Verfahren, um milde zu sprechen, recht unpassend. Wie ebenfalls schon eingangs gesagt, ein Lehr- und Unterrichtsbuch für beginnende Germanisten ist Dr. Wilfers Werk nicht. Der ausgereifte Gelehrte aber sollte unbedingt darnach greifen; nicht nur um vergleichende Betrachtungen anzustellen, vielleicht würde sich auch dieser oder jener zu Gegenbeweisen bereit finden. H.

* „Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest.“ Von Adolf Fischer. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart u. Berlin.) Nun, da so viel deutsches Blut auch um den bereits im opferreichen Heroskrieg so hartnäckig verteidigten Besitz in Südwestafrika geflossen ist, wenden sich unsere Blicke und Gedanken diesem fernen Lande zu. Von tiefem Verständnis für die Eigenart Deutsch-Südwestafrikas zeugt das vor kurzem erschienene Buch Adolf Fischers, das auf lange Zeit hinaus wegen seiner geistigen Eigenart und literarischen Bedeutung einen hohen Rang einnehmen wird. Dabei ist es vor allem durch das liebevolle Eingehen und Sichversenken in die Natur und seinen naiven Pantheismus gegenüber der Tierwelt und der so fremden Menschenwelt, die deshalb kein Geheimnis für ihn hat, weil der Verfasser sie schlicht als seinesgleichen behandelte, deutsch durch und durch. Das Buch ist ein Denkmal deutscher Arbeit in Deutsch-Südwestafrika; möge es in dieser schweren Zeit ein Symbol und Unterpfand dafür sein, daß dieses Land ein deutsches Land bleibt.

Pädagogik.

* R. Bloß: „Schulfragen der Gegenwart.“ Einheitschule und anderes. (Leipzig 1916.) Der bekannte heftige Oberschulrat Bloß legt in dem Büchlein eine Reihe von Aufsätzen vor, die er in Tageszeitungen oder Zeitschriften veröffentlicht hat. Er meint, daß die darin erörterten Schulfragen nach dem Kriege zu einer Lösung drängen und will Vorschläge hierzu in breiter Öffentlichkeit erörtern lassen. Der Einheitschule steht er ablehnend gegenüber, da pädagogisch-bildetische Gesichtspunkte, die nach seiner Meinung allein oder wenigstens in erster Linie maßgebend sein müßten, dagegen sprechen. Dem sozialpolitischen Ziel, den Talenten auch aus den untersten Volksschichten freie Bahn zu schaffen, das nach Rein-Hena den Ausschlag für die Einheitschule geben soll, gewährt er volle Anerkennung, glaubt ihm aber im Rahmen der Dreifaltigkeit: Volks-, Mittel- und höhere Schule gerecht werden zu können. Während die ersten sechs Aufsätze mehr oder weniger Beziehung zur Einheitschule haben, behandeln in loser Folge 4 andere die Neugestaltung des Lehrplans der höheren Schulen, die weibliche Dienstpflicht, Beamtenbefolgung und Ehefiskalisierung. Er will die deutsche Schule durch Stärkung des deutschen, geschichtlichen und erdrechtlichen Unterrichts gefördert sehen. Über die weibliche Dienstpflicht äußert er sich im Anschluß an den Bericht über die Kriegstagung des deutschen Lehrerinnen-Vereins. Zwei Fehler glaubt er bei den schönen Bestrebungen, die der Erziehung zu Frauenpflichten gelten, zurückweisen müssen. Sie werden erstens zu sehr mit der Frage nach staatsbürgerlichen Frauenrechten verknüpft und zweitens dem Vorbild der militärischen Dienstpflicht in gezwungener Weise angepaßt. Man will den Umweg über die Volksmutter zur Hausmutter, während es ihm richtiger erscheint, die Frauen in erster Linie zur Hausmutter zu erziehen. Nach dieser Seite erwachsen der Schule neue Aufgaben, etwa so, daß die Schulpflicht der Mädchen der Volksschule um ½ Jahr, das der hauswirtschaftlichen Praxis bestimmt sein soll, verlängert wird, während für die Mädchen der höheren Schulen die Frauenschulen zu pflegen sind. Einheitschule und Neuregelung des weiblichen Bildungswesens sind die beiden Fragen, die nach dem Kriege die Öffentlichkeit am meisten beschäftigen werden. In dem Beitrag des Verfassers schätze ich die musterhafte Sachlichkeit und den ruhigen Ton, frei von jedem Standesbünkel und jeder kleinlichen Janfsucht. Zur ersten Aufklärung über Ziele und Aufgaben und über die Wege zum Ziele empfehle ich das Schriftchen der Beachtung. Ho